Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus * Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 24 | 12. Juni 1932 | 38. Jahrgang

Schriftleiter: Artur Wenske, Łódź. Postadresse: „Hausfreund" Łódź, skrz. poczt. 391

„Der Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.25, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.—. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 100.258. Gaben aus Deutschland werden an das Verlagshaus in Cassel, für Rechn. Hausfreund erbeten, aus Amerika und Canada an den Unionskassierer Dr. A. Speidel, Ruda-Pabjan.

Vom Geben, Zehnten und Scherflein

Zur Mission gehört auch das Geben für Gottes Reichssache. Kapellenbauten, Erhalten der Gotteshäuser, Predigergehalt, Aussendung von Missionaren, Bibelverbreitung, Traktatverteilung sind alles Dinge, die der Ausbreitung des Reiches Gottes dienen. In gläubigen Kreisen kann man die Unterstützungsgedanken nicht bestreiten, aber man denkt, daß Gott besondere Wege finden wird, die Hände seiner Kinder zu füllen, damit sie sein Werk nach Kräften treiben werden. Daß Gott von uns die Mittel zur Mission verlangt, weil er uns dieselben gegeben hat und wir im Geben nur eine kleine Dankesschuld abtragen, ist vielen noch nicht klar. Der Zehnte im alten Bunde sollte dem Israeliten den Gedanken zum Bewußtsein bringen, daß sein Besitz anvertrautes Gut, nicht Eigentum war, und daß Gott als eigentlicher Eigentümer eine Pacht — den Zehnten — verlangte. Man stützt sich auf das paulinische Wort — ein jeglicher nach seinem Gutdünken — 2. Kor. 9, 7, und meint das Maß unserer Beisteuer zum Reiche Gottes zu bestimmen sei uns freigelassen. Nicht die Quantität, sondern die Qualität unserer Gabe sei für den Wert unseres Opfers bestimmend. Ein großes Opfer mit Unwillen Gott dargebracht sei Gott weniger wohlgefällig, als eine kleine Gabe mit fröhlichem Herzen auf den Altar Gottes gelegt. Irgend eine Bindung des freien Willens im Geben für den Herrn sei gesetzlich und für einen Christen unannehmbar.

Ist der Zehnte wirklich eine gesetzliche Einrichtung? Schon in der vorgesetzlichen Heilszeit gaben Melchisedek, Abraham, Jakob Gott den Zehnten. Die Geschichte berichtet uns, daß bei vielen Kulturvölkern der Zehnte den Göttern als Tribut, als Zins für geliehenes Kapital, als greifbarer Dank für das göttliche Darlehn angesehen wurde.

Ist es heute anders geworden? Verdanken wir nicht alles was wir haben der göttlichen Gnade? Sollte unsere Dankbarkeit geringer sein, als die der Juden und Heiden? Wir wollen doch Größeres und Besseres empfangen haben als sie? Sollte der Herr nicht erwarten dürfen, daß wir trotz aller christlichen Freiheit nicht anders handeln können als mit fröhlicher Dankbarkeit Gott den Zehnten ganz zu bringen? Ja, nicht den Zehnten, sondern der Apostel Paulus setzt voraus, daß die Christen mehr als den Zehnten bringen werden dem Herrn zu einem süßen Opfer.

Die Mission erleidet Schaden, weil das Volk Gottes Gott nicht von seinen Früchten nach Gebühr ehrt. Man schützt die schwere Zeit, die verminderte Einnahmen vor. Aber sind unsere Opfer in Einklang mit unseren Einnahmen zu bringen. Der Herr erwartet, daß wir ihm das geben, was wir ihm schuldig sind. Hier sucht man seine kleine Gabe hinter dem Scherflein der Witwe zu verstecken. Viele Gläubige wissen es nicht, was es für eine Bewandnis mit dem Scherflein der Witwe hatte. Sie gab wenig nach unseren Begriffen. Sie konnte nicht mehr geben. Doch gab sie viel. Sie gab von

ihrer Notdurft. Sie sparte es sich ab, vom Munde, von der Kleidung, vom Leben. Wer tut es ihr nach? Wer verzichtet auf manches Ueberflüssige und trägt es nicht auf die Sparkasse, sondern legt es in den Gotteskasten. Wer ist ein Held und verzichtet auf das Notwendigste und legt es auf den Altar Gottes? Nur, wenn wir auf unsre Notdurft verzichten und es der Mission geben, können wir reden, daß wir ein Scherflein gegeben haben, andernfalls, wenn wir von unserm Ueberfluß gegeben haben, ist es kein Opfer, kein Scherflein.

Wie viel könnte getan werden im Reiche Gottes, wenn Gottes Volk gelernt hätte nach Kräften zu geben... In keiner Kasse wäre Mangel, keine Mission brauchte aufgegeben zu werden, nein neue Arbeiten könnten in Angriff genommen werden... Wie viel könnte geschehen, wenn wir den Zehnten geben würden. Wir hätten immer freie Summen, die bald hier, bald dort verwendet werden könnten. Hier ist eine biblische Einrichtung, darüber es wert wäre nachzudenken. Hier ist ein Vorschlag, den jeder Gläubige einmal versuchen sollte und dessen Ausführung viele ungeahnte Segnungen in sich birgt.

Der Nickel und das Goldstück

Es war einmal ein Nickelstück,
dem widerfuhr ein seltnes Glück:
es traf im Missionsbüchslein
ein wirklich goldnes Vögelein.

„Wo kommst du her?" sprach es erstaunt.
„Dein Meister war wohl gut gelaunt,
daß er dich nicht mit vielen andern
zur Bank, ins Kaufmannshaus ließ wandern?"

„Von guter Laune kommts nicht her,"
sprachs Goldfüchslein und seufzte schwer:
„Man schickte mich, ich weiß es schon,
aus anderm Grunde der Mission!"

„Warum denn?" sprach der Nickel leis,
„ich plaudre nicht, wenn ichs schon weiß.
Was konnte deinen Herrn bewegen,
ein Goldstück in die Büchse legen?"

„So höre'," sprach das kleine Ding,
„du weißt, wie's beim Zachäus ging.
Der hatte die Kasse auch erlesen,
nachdem der Herr bei ihm gewesen.
Sieh meinen frühern Principal
traf auch der Gotteswahrheit Strahl;
er konnte keine Ruhe finden,
es drücken ihm die alten Sünden.
Da sprach er: „Geld hat mich betört;
ich nahm, was mir nicht zugehört,
ich hab des Nächsten Recht gebogen
und ihn und meinen Gott und mich betrogen.
Nun geb ich vierfach das zurück,
was nie mir brachte Heil und Glück,
von den mir gebliebenen Gaben
soll die Mission ihr Teil auch haben."

Da sprach das Nickelstücklein frisch:
„Wenn alle machten reinen Tisch,
die heut sich zählen zu den Frommen,
müßt wohl noch mancher Goldfuchs kommen!"

W. Meili.

Wie Emil Frommel sammelte

Für die Mission in Ostafrika sollte gesammelt werden. Einer der größten Säle in Berlin war gemietet worden und Emil Frommel als Hauptredner auf das Programm gestellt. Frommel mußte absagen, weil irgend eine ander Verpflichtung ihn festhielt; versprach aber dennoch zum Schluß zu erscheinen. Es mußte denn für den Hauptredner Vertretung gesucht und gefunden werden. Die enttäuschte Versammlung murrte über die ihr bereitete Enttäuschung. Der eingeschobene Redner versuchte sein Bestes über die Mission in Ostafrika zu sagen. Er mußte bei der vollständigen Interesselosigkeit der Versammlung bald mit einer gelinden Verzweiflung schließen. Er fügte aber in bewegten Worten die Bitte hinzu, wegen der Enttäuschung die nun folgende Geldsammlung für Afrika doch nicht zukurz kommen zu lassen. Eine Tellersammlung wurde veranstaltet und die Anwesenden ärgerlich über das Nichteinhalten der Ankündigung legten eine etwas spärliche Kollekte zusammen. Zum Schlusse ließ nun der Leiter der Versammlung noch singen: „Nun danket alle Gott". Alle stimmten herzhaft ein, denn man war wirklich froh, daß die Versammlung zu Ende war. Sie kamen gerade bis zu den „Kinderbeinen", da erschien Frommel. Alle reckten die Hälse und sahen erfreut die wohlbekannte Gestalt durch die dichtgedrängte

Menschenreihen gehen. Der Leiter der Versammlung eilte ihm entgegen und teilte mit betrübter Miene mit, wie übel der Abend verlaufen sei. Betroffen fragte Frommel: „Habt ihr denn schon geschlossen?"

„Ja, so ziemlich!"

„Auch die Kollekte erhoben?!"

„Auch das."

„Schöne Kollekte?"

„Ja schöne Kollekte! Ein geringer Teil davon, was wir erwartet haben!"

„Soll ich vielleicht noch ein Wort sagen?"

„Ja, versuchen Sie es. Aber der Abend ist nun einmal mißglückt."

Da trat Frommel auf die Rednerbühne, entschuldigte sich wegen seines unverschuldeten Ausbleibens und sagte: „Ich hatte vor, Ihnen eine wundervolle Geschichte zu erzählen. Aber es ist eigentlich zu spät. Soll ich sie vielleicht dennoch erzählen?" Ein vielstimmiges „Ja" war die Antwort.

Da sagte er: „Ich will sie an denselben Text anknüpfen, über den ich heute eine Predigt gehalten habe. Er heißt: „Er segnet, die den Herrn fürchten, beide, Kleine und Große. Der Herr segne euch mehr und mehr, euch und eure Kinder!" Ist das nicht ein wunderschöner Text?"

Viele in der Versammlung nickten oder riefen laut: „Ja!"

„Ja, Sie haben recht: es ist ein wunderschöner Text! Er ist so schön, daß man verlangen kann, daß jeder Christ, der seine Bibel fleißig liest, weiß, wo er steht. Wo steht der Text?"

Tiefes Stillschweigen.

„Keiner?" Das tut mir leid. Aber ich sehe dort in Reihen so viele weiße Binden. Das sind lauter Pastoren. Die Pastoren werden doch hoffentlich wissen, wo dieser schöne Text steht. Nun, ihr Amtsbrüder, wo steht der Text?"

Abermals tiefes Schweigen.

„Keiner? Das ist eine Schande! Ich stelle den Antrag, daß jeder anwesende Pastor, der nicht weiß, wo der Text steht, zur Strafe einen Taler in die Kollekte zahlt. Ich lasse über den Antrag abstimmen. Wer dafür ist, hebe die Hand!"

Ein Wald von Armen ging hoch.

„Der Antrag ist einstimmig angenommen. Nun noch einmal, ihr Amtsbrüder, wo steht der Text?" Und nun nannte er all die Pastoren, die er mit scharfem Auge im Saale entdeckte mit Namen: „Diestelkamp, wo steht der Text?"

Diestelkamp erhob sich mit seiner breitschultrigen Gestalt und rief mit lauter Stimme: „Ich zahle einen Taler!"

Und so erklang Name um Name, unter wachsender Heiterkeit wiederholte sich jedesmal bald mit hoher, bald mit tiefer Stimme die Antwort: „Ich zahle einen Taler!"

Da sagte Frommel: „Ich bitte jetzt die Mitglieder des Christlichen Vereins junger Männer, sich mit einem Teller oder Hut zu bewaffnen und die Reihen unter sich zu verteilen. Holen sie die schuldigen Taler ab und lassen sie keine der weißen Binden aus!"

Nun begann ein fröhliches Sammeln, und unter allgemeiner Heiterkeit wurden viele Taler eingesammelt. Jetzt begann Frommel wieder: „So, die Taler sind jetzt beisammen, und sie haben hoffentlich den Betrag der Kollekte schon bedeutend vermehrt. Aber ich habe mit Bedauern gemerkt, mit welcher Schadenfreude Sie den Aufruf der Pastoren begleitet haben, als ob es Ihnen ein wahres Vergnügen wäre, daß denen auch einmal eins ausgewischt würde. Indessen der Text ist wie Sie selbst bestätigt haben, so schön, daß man eigentlich auch von jedem Christenmenschen verlangen darf, daß er weiß, wo er steht. Ich stelle daher den Antrag, daß auch alle anderen, die das nicht wissen, gleichfalls ihre Strafe in die Kollekte zahlen. Von den Laien kann man nicht soviel verlangen, wie von den Pastoren. Aber ich beantrage, daß alle anderen, wenn nicht einen Taler, den Ihnen unsere Missionssachen doch wohl wert ist, zum mindesten eine Mark zahlen. Wer für den Antrag ist, der hebe die Hand!"

Wieder ging ein Wald von Armen hoch.

„Einstimmig angenommen!" rief Frommel fröhlich. Nun noch einmal sammeln, und dann erzähle ich Ihnen die wunderschöne Geschichte!" Und nun gingen wieder die Hüte und Teller in musterhafter Geschwindigkeit durch die Reihen, und unter Jubel der Versammlung wurde eine so schwere Kollekte ausgeschüttet, wie man sie selten erlebt hatte. Jetzt erst, als nicht nur die verunglückte Kollekte mit glänzendem Erfolg wiederholt, sondern auch die Stimmung der Versammlung auf die Höhe gebracht worden war, begann seine Rede. Er erzählte seine wunderschöne Geschichte und manches dazu und wußte wieder jedem das Herz so warm zu machen, als er schloß und die Versammlung in

später Stunde auseinanderging, alle meinten, einen so schönen Abend hatten sie schon lange nicht mehr mitgemacht.

Sechs Methoden freudigen Gebens

Ein Gottesmann hat nachstehende Methoden im Geben für das Reich Gottes festgestellt und der Selbstprüfung anheimgegeben.

1. Die gleichgültige Methode. Man gibt für jeden Zweck etwas, für den man angesprochen wird, ohne sich weiter darum zu kümmern.

2. Die gefühlvolle Methode. Man gibt aus Gefühl gerade so oft und so viel, wie Liebe und Mitleid es eingeben.

3. Die bequeme Methode. Man trifft verschiedene Veranstaltungen: Basare, Konzerte, Feste usw. um für gute Zwecke Geld zu sammeln.

4. Die selbstverleugnende Methode. Man spart bei Ausgaben für Genußmittel und Luxusgegenstände, soviel als möglich und verwendet die Ersparnisse für die Mission und für die Werke der Nächstenliebe.

5. Die systematische Methode. Man legt einen bestimmten Teil seiner Einkünfte als Opfergabe für Gott beiseite: den Zehnten, den Fünften, das Drittel oder die Hälfte.

6. Die heldenmütige Methode. Man hält die eigenen Ausgaben in bestimmten bescheidenen Grenzen und gibt soviel man kann dem Herrn und dem Nächsten.

Schon in der Anordnung dieser Methoden liegt ein Entwicklungsgesetz. Wer die erste Stufe erreicht hat und überhaupt etwas gibt, wird bald zur nächsten und dann zur übernächsten Stufe fortschreiten, wenn er sich derselben bewußt wird, bis er die höchste Stufe erreicht, die allein dem vollkommenen Alter entspricht. Wesley hat einmal diese Stufe umschrieben in der Mahnung: „Verdiene so viel du kannst; spare so viel du kannst; und gib so viel du kannst!" Entwicklungsgesetze haben aber zwei Richtungen; eine nach oben und eine nach unten. „Das gibt sich!" sagen schwache Eltern von den Fehlern ihrer Kinder. O nein, es gibt sich nicht, es entwickelt sich! So steht es auch mit den fehlerhaften Stufen im Geben. Sie entwickelt sich entweder nach oben oder nach unten, je nachdem wir uns dazu stellen. Wer nicht fortschreitet, gleitet zurück. Alles ist im Fluß, und niemand kann sich dem Gesetze der Entwicklung entziehen. Entweder stehen wir unter dem Gesetz der Sünde, die in den Tod führt, oder unter dem Gesetze des Geistes, der zum Leben leitet und aufwärts zur Vollendung führt. Die Bibel lehrt uns auf unser Geben zu achten, weil wir daran untrüglich erkennen, unter welchem Gesetze wir stehen und wohin wir uns entwickeln. Prüfen wir uns einmal nach diesen sechs Punkten, auf welcher Stufe geistlicher Entwicklung wir stehen und bedenken wir, daß nur die letzten drei der Würde eines Gotteskindes entsprechen.

Wo kommen die Gaben her?

Der gewaltige Prediger Dr. Truett erzählte folgendes Kollektenerlebnis: Ich war von meiner Gemeinde beauftragt, zur Feier einer Kapelleneinweihung einer kleinen Gemeinde zu fahren und die Festrede zu halten. Am Abend vor dem Feste traf ich den Vorstand der Gemeinde und sagte zu den Brüdern: „Was wünscht ihr von mir, und was erwartet ihr, das ich tue?

Sie sagten mir in sehr geschickter Weise von den Aufgaben des nächsten Tages. Meine Aufgabe sollte darin bestehen, 6500 Dollar aufzubringen, die am Montag dringend bezahlt werden mußten, eigentlich schon vor der Uebernahme des Geländes bezahlt sein sollten. Ich sagte: „Brüder, woher sollen die 6500 Dollar kommen?"

Sie sahen einander an, dann schauten sie mich verlegen an, und einer sagte: „Wir haben unser Bestes getan und glauben, daß nur noch 500 Dollar beim Feste zusammenkommen werden, die andern 6000 Dollar müssen Sie versuchen, anderswo herzubekommen." Die Brüder sahen mich erstaunt an, als ich ihnen dann antwortete, daß es wohl umgekehrt sein müßte und auch geschehen würde, nämlich, daß die Festgemeinde selbst 6000 Dollar aufbringe und die restlichen 500 Dollar, vielleicht, von außerhalb dazu kommen könnten, wenn man sein Bestes tut.

Mit langen Gesichtern kamen die Brüder dann am Sonntag zum Festgottesdienste. Nach

der Predigt wurde das Opfer zusammengelegt. Es ergab nicht 500 Dollar, sondern 3000 Dollar. Ich sah schweigend die Versammlung an. Nach einer Pause sagte ich: „Geschwister, ich möchte die fehlenden 3000 Dollar auch noch sehen. Was müssen wir tun?"

Wieder trat eine Stille ein; sie erschien uns fast wie eine Stunde. Da stand eine junge Frau auf und bat reden zu dürfen. „Karl," sagte sie zu dem jungen Manne, der vorn am Tische die genannten Opfersummen in eine Liste trug, „wir haben gestern 3500 Dollar für unser kleines Eigentum zur Kasse gegeben. Wohl haben wir eifrig dafür gearbeitet und gespart, und wir freuten uns schon darauf; aber Karl, ist dies hier nicht Gottes Haus, und wollen wir nicht lieber mit unseren Ersparnissen den heute hier noch fehlenden Betrag von 3500 Dollar bezahlen, damit die Schuld im Gotteshause gedeckt ist?" Mit schluchzender Stimme sagte der junge Mann: „Marie, mir sind die Gedanken gekommen, die du ausgesprochen hast. — Ja, wir wollen es tun!"

Nun entstand keine Pause mehr. Es folgte eine unbeschreiblich schöne Szene. Ein Bruder — er hatte 50 Dollar gegeben — stand auf und sagte mit bewegter Stimme: „Ich möchte noch 450 Dollar dazugeben!" Dann kam eine Schwester — sie hatte schon 10 Dollar gezeichnet — und sagte: „Ich möchte 90 Dollar mehr geben." Noch stand ein junger Mann auf — er hatte $2^1/_2$ Dollar gegeben: so viel Geld hatte er wöchentlich verraucht. Er bat seine Summe um $97\,^1/_2$ Dollar zu erhöhen. Die nun vom Geiste bewegte Versammlung tat jetzt ihr Bestes, und weit mehr als die dringende Summe von 6500 Dollar kam zusammen. Auf den Emporen hatten Spötter gesessen. — Als sie diese wunderbare Szene erlebten, kamen sie herunter und sagten: „Wo ist euer Jesus? Wie können wir zu ihm kommen?"

„Ich kam vom Lande des Lichts,
von meinem Ehrenthron,
nahm an die Knechtsgestalt,
Verachtung, Schmach und Hohn —
Das alles tat ich nur für dich:
sprich, was tust du für mich? —
Herr, mein Leben es sei dein,
Laß' dir es ganz geheiligt sein!
Nimm mein Gold und Silber hin;
tu damit nach deinem Sinn ...!"

Eine Kollekte in einer Negergemeinde

Ein europäischer Besucher gibt eine Beschreibung einer Versammlung in einer Negergemeinde, welche er besuchen durfte. — Nach der Predigt wurde das Dankopfer erhoben. — Zwei Diakonen kamen nach vorn und nahmen Teller; sie brachten die eingesammelten Opfer nach vorn und hier wurde indem die Gemeinde ein Lied sang, gezählt. Die Summe wurde dem Prediger ins Ohr geflüstert. Er erhob sich: „Brüder und Schwestern, ihr habt heute eine gute Kollekte gegeben: aber sie ist nicht groß genug um alle Ausgaben der nächsten Woche zu bestreiten. Wir wollen gleich noch einmal eine erheben. Ohne Widerrede und Aeußerungen griff man wieder in die schwarzen Taschen. Auch die zweite Kollekte wurde erhoben und gezählt. „Nun will ich euch sagen, wieviel wir noch diese Woche brauchen für unseren Gemeindehaushalt. Es fehlen uns noch zehn Dollar. Ist jemand da, der noch einen Dollar geben kann? — Lautlose Stille. Ich sah die Gemeinde an. Stiefelputzer, Gepäckträger, Fahrstuhlführer, Arbeiter, schwarze Hausfrauen, Kindermädchen, Köchinnen ... Nein, hier waren keine reichen Leute, aber lauter solche, die ihre Gemeinde auch ohne staatliche Hilfe aus eignen beschränkten Mitteln finanziell selbständig erhielten, schlecht und recht, so gut es eben ging.

Auch einen halben Dollar hatte niemand übrig. Aber als nach fünfundzwanzig Cents gefragt wurde, da kamen viele vor und brachten ihr Opfer und es fehlte kein roter Heller an den zehn Dollar. Sicher hatten diese Schwarzen mehr eingelegt, als die reichen Glieder der Millionärskirchen an diesem Vormittag.

Kollektentellers Sonntagserlebnis

Mein eigentlicher Name ist das nicht. Will man mich biblisch benennen, dann müßte man Opferteller zu mir sagen.

Ich bin schon sehr alt. Meine erlauchten Vorfahren sahen noch ein wenig zu „hölzern" aus, doch waren sie sehr wertvoll. Mir ließ man eine bessere Bildung und auch eine scheinbar bessere Behandlung zuteil werden. Heute trage ich meistens ein Kleid von grünem oder

rotem Sammet oder Plüsch. Im allgemeinen werde ich mehr geehrt als geliebt, habe mehr Ferien als Arbeitszeit. Mein bescheidener, aber denkwürdiger Platz ist während der ganzen Woche unentwegt in einem kleinen Schrank im Vorraum. Manchmal muß ich auch auf der letzten Bank mein stilles Dasein fristen. Deshalb habe ich auch das Stillesein gelernt.

Sonntags gerate ich meistens zweimal in angenehme wiegende Bewegung. Das ist dann mein Dienst im Hause des Herrn. Von einem würdigen Mann werde ich, während die Gemeinde singt, durch das Heiligtum getragen. Aller Augen richten sich auf mich. Einige blicken mit freundlichem, andere mit saurem Gesicht. Man geht mit mir von Bank zu Bank. In der Hand des einzelnen bin ich ein williges Werkzeug. So werde ich also buchstäblich durch mein Leben auf Händen getragen. Bei meinem stillen Dienst liebe ich es aber, scharfe Beobachtungen anzustellen. Ich ziehe Vergleiche zwischen dem, was in der Seele vor sich geht und dem, was die Hand tut. Das harmoniert nicht immer. Weil man mich gut kennt, auf mich eingestellt ist, brauche ich bei keinem lange zu warten. Ich habe auch wenig Zeit.

Aus meinen gesammelten Erfahrungen kann ich manches mitteilen. Die Menschen geben so verschieden, wie ihre Angesichter verschieden sind. Hat die Predigt ihre Seele gerührt, genieße auch ich eine bessere Behandlung. Meine Einnahmen sind dann wesentlich größer. Durchschnittlich bekomme ich von einem jeden 10 Groschen. Bei guter innerer Stimmung erhalte ich auch ein „Zwanziggroschenstück", oder sogar einen „Fünfziger". Ich habe auch schon große Liebesgaben empfangen. Je größer die Last, je größer meine Lust. Letzteres kommt besonders bei rauschenden Festen, bei besonderen Gelegenheiten vor. So ganz zufrieden bin ich meistens nicht, wenn Bundeskollekten oder Vereinigungsopfer erbeten werden. Dieselben müßten reichlicher ausfallen. Viele Mitglieder haben das Einteilen ihrer Missionsgaben noch nicht gelernt.

An manchem Geldstück sitzt irdischer Klebstoff. Die zitternde Hand kann sich schwer davon trennen. In der kranken Seele pocht es dann gewaltig. Am liebsten würde ich der Familie „S e l b s t s u c h t" — und sie hat viele Glieder in der Gemeinde — sagen: „Behalte Welt das Deine." Aber ich muß dankbar sein für Alles, bin ja auch zum Schweigen verurteilt. Desgleichen können mich die Angehörigen der Familie „E i t e l" nicht leiden. Mir tut ihr Blick schon weh. Sie zählen dann alles auf, was sie gebrauchen an Kleider und Schuh, an Krawatten und seidenen Strümpfen; selbstverständlich von allem das Beste. An Gaben für Gottes Sache bleibt nichts mehr übrig. Doch erlebe ich auch herzbewegende Momente. Manchen Seufzer höre ich. Trauer erfüllt die Seele, weil man nichts geben kann; die Arbeitslosigkeit liegt wie ein schwerer Alp auf den Gemütern. Legen sie etwas hinein, sind in der Regel heiße Tränen daran. Ein Engel, der mir stets das Geleit gibt, — macht sich immer Notizen — hat mir manches Mal ins Ohr geflüstert: Diese hat mehr hineingelegt, denn sie alle. Herzklopfen bekomme ich immer, wenn ich meinen Besuch bei Bruder „K n a u s e r" mache. Die Begrüßung ist nun grade nicht sehr freundlich. Leer läßt er mich aber nicht gehen. Wird indeß eine besondere Kollekte angesagt, ist für ihn aller Segen dahin. Andere haben mich aber dafür ins Herz geschlossen. Oft hörte ich, wie Schwester „G o t t l i e b" betete: O, Herr, Du hast mich so gesegnet mit geistlichen Gaben in himmlischen Gütern, ich darf Dir ein kleines Zeichen meiner Liebe geben; nimm es in Gnaden an. Ich habe dann manchmal gesehen, wie der Engel seine Hand auf sie legte und sprach; Sei gesegnet dem höchsten Gott. Neulich aber erlebte ich etwas sehr Betrübendes. Ich kenne ihn sonst sehr gut, den Mann mit den trüben Gesichtszügen. Wenn ich nicht irre, heißt er „S a u e r". Er wohnt in der Klagegasse. In einem Geschäft hatte er, ohne es zu merken, ein falsches Geldstück bekommen. Und nun gab er es mir. Soeben hatte er noch gesungen: Für dich sei ewig Herz und Leben, Erlöser, du mein einzig Gut. Ich sah, wie über das Angesicht des Engels ein dunkler Schatten flog. So muß ich mir manches gefallen lassen.

Freude und Leid wechselt also in meinem einfachen Leben miteinander ab. Mein Los ist nicht leicht. Am wohlsten ist mir, wenn ich stark belastet bin. Dann leuchtet auch besonders das Angesicht meines Schatzmeisters wie eines Engels Angesicht. Schwere Zeit habe ich im Sommer. Viele gehen dann zur Erholung, ich aber nehme in solchen Tagen bedenklich ab. Ich fühle mich dann sehr verlassen. Mit großer Sehnsucht erwarte ich die Rückkehr meiner Freunde, denn nur Last ist meine Lust.

Bin ich nur ein winziges Werkzeug, so glaube ich doch eine Ewigkeitsarbeit zu tun.

Darum geht auch mein Blick in die Zukunft. Dann wird alles offenbar. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wenn er kärglich säet, wird er auch kärglich ernten. Bis dahin will ich unverdrossen meine unscheinbare Arbeit für meinen Meister mit Freuden tun.

P. Fehlhaber.

Die beiden Kassenscheine

Im Geldschranke eines Bankiers lagen zwei Kassenscheine, der eine über fünf Mark, der andere über tausend. — „Ach", seufzte der Fünfmarkschein, „wenn ich doch so wertvoll wäre wie du, wie viel Gutes könnte ich dann ausrichten!" — „Ja, freilich", lächelte der Tausendmarkschein mit Selbstbewußtsein, „zweihundert mal so viel wie du werde ich der Welt jedenfalls nützen, kleines blaues Papierchen!"

Ein Schlüsselbund klirrte, der Bankier griff in den Schrank und holte den Fünfmarkschein. Er schenkte ihn einer bleichen Frau, die vor dem Kontorgitter stand, und ihre Dankestränen fielen darauf. Das sah aus, wie Perlen. Der kleine Schein aber flatterte vor Freuden. „Wie schön, daß ich armes unscheinbares Wesen jemandem so viel Freude machen darf!" Damit begann seine freundliche, vielbewegte Laufbahn. Erst kam er zum Bäcker und rastete etwas, dann kam er zum Müller, besuchte den Doktor, blieb einen Tag beim Prediger und so weiter: überall war er gern gesehen und konnte zum Glück und Behagen der Menschen beitragen. Nach langer, langer Wanderschaft befand er sich wieder im Geldschrank. Schön und sauber war er nicht mehr, sondern etwas zerdrückt und schmutzig.

Darum sagte der Tausendmarkschein, welcher neben ihm lag: Bitte, rücken Sie etwas zur Seite, Sie kommen wohl von der Landstraße?

Da erkannte der Fünfmarkschein den Geldschrank und den Tausendmarkschein von dazumal. „Nun, Freundchen, was hast du denn alles in all dieser Zeit erlebt?" fragte er, — „ich", erwiderte der Tausendmarkschein kleinlaut, „wenig! Ich bin zwar durch ein paar Hände gewandert, aber die Leute haben mich immer schnell in Geldschränke oder Kästchen verwahrt. So bange waren sie, mich zu verlieren. — Genützt habe ich so viel wie garnichts." Der Fünfmarkschein hätte nun triumphieren mögen, daß er, der einst Verachtete, manche Träne getrocknet und manches Freudenlächeln geweckt hatte, aber er war demütig geblieben und schwieg. — Mit kleinen Gaben und großer Treue können wir mehr Segen stiften, als mit glänzenden Gütern und Talenten, die wir für uns behalten oder für irgendeine außerordentliche Gelegenheit aufsparen.

Dies und das aus Brasilien

von L. Horn

Fortsetzung

Porto Alegre ist eine internationale Weltstadt und Hauptstadt des Staates Rio Grande do Sul. Vor Menschengedenken war es ein weltvergessener Winkel; in den letzten 30 Jahren ist der Ort zu einer Weltstadt emporgestiegen. Hier legen jetzt überseeische Schiffe an und übermitteln den Ueberseedienst an Fracht und Passagieren. Auch das Innere der Stadt bietet einen vornehmen Anblick. Hier konzentriert sich aller Handel des In- und Auslandes; auch ist die Industrie stark vertreten.

Die Stadt besteht aus zwei Teilen: der oberen Stadt, auf dem Berge, und der unteren Stadt, am Ufer des Guahyba-Stromes gelegen und dehnt sich immer weiter nach allen Richtungen aus. In letzten Jahren wurden mehrere Wolkenkratzer erbaut, die weit über alle Häuser hinausragen. Es gibt auch manche schöne Anlagen in der Stadt und anmutend wirken die Villenviertel mit ihren schönen Gärten vor den Häusern; dagegen eintönig sind die kleinen Wohnhäuser in dem Stadteil Narigantes, am Strande des Guahyba. Diese stehen alle mit dem Giebel nach der Straße und sehen aus, wie Taubenschläge, alle nach einem Stil erbaut, im Tiefland gelegen, das die Brutstätte der Stechmücken, der Moskitos, ist.

Durch die Stille und Einsamkeit des Urwaldlebens, der Kolonie, dem Stadttrubel entwöhnt, fand ich keinen Gefallen an dem Treiben, Hasten und Jagen des Großstadtlebens und sehnte mich wieder zurück nach meiner stillen Klause. Nachdem die Zeit verstrichen war, und ich noch einige notwendige Besorgungen gemacht hatte, fuhr ich in Begleitung einiger Geschwister wieder der Serra zu. Doch lieb und angenehm waren für mich auch die Stunden,

die ich im trauten Geschwisterkreis in der Residenzstadt unseres Staates verleben durfte.

— Man sagt: Abwechslung ist Erholung und darum zieht es den Städter so mächtig auf's Land hinaus und, wenn der Landbewohner nach längerer Zeit wieder einmal das Stadtleben sieht und seinen Vergleich anstellen kann, gefällt es ihm auch wieder gut, wenn er nach Hause kommt.

In Porto Alegre traf ich allerlei Volk von verschiedener Herkunft: Reichsdeutsche, Danziger, Deutschpolen, Rumänen, Oesterreicher u. a. m. Manchen gefällt es sehr gut, sie sind hier schon alt geworden; andere bangen und sehnen sich zurück nach dem Heimatlande. Unsere Heimat ist nicht auf Erden, sie liegt in den höheren Regionen, und, wenn wir hier auf Erden Arbeit und Brot haben, finden wir uns überall zurecht. Uebrigens sollte es sich jeder gut überlegen, ehe er die weite Reise nach Brasilien macht — es ist kein Vergnügen und wenn der Landeswechsel Notwendigkeit, ja Lebensbedürfnis geworden ist, der findet sich auch in Brasilien zurecht.

Die Emigration ist aber stark zurückgegangen — nur wenige noch kommen hierher. Die Weltkrisis beeinflußt auch hier alle Kreise und Stände. Der Kolonist klagt über niedrige Preise seiner Produkte; der Gewerbetreibende über die Schwierigkeit, seine Erzeugnisse abzusetzen; der Fabrikant weiß auch nicht, wohin er mit seinen Waren soll; der Arbeiter seufzt und stöhnt über den niedrigen Lohn oder sogar über Arbeitslosigkeit.

Schluß folgt.

Das Neueste der Woche

Amerika muß sparen! Präsident Hoover hat dem Wirtschaftskomitee des Kongresses das Projekt für ein Gesetz vorgelegt, das große Sparmaßnahmen in der Staatsverwaltung vorsieht. Danach soll für die Staatsbeamten, die gegen Tagelohn arbeiten, die 5tägige Arbeitswoche eingeführt werden. Staatsbeamte, die gegen Monatsgehalt tätig sind, sollen einen Monat unbezahlten Urlaub erhalten, das heißt, sie sollen nur 11 Monatsgehälter erhalten. Beförderungen und Neuanstellungen sollen für die Dauer eines Jahres eingestellt und die Sondervergütigungen für Nacht- und Ueberstunden durch diese Maßnahme eine Ersparnis von 250 Millionen Dollar erbringen.

Die Sparmaßnahmen in Polen. Wieviel Beamte hat eigentlich Polen? Im **Verkehrsministerium** sind 165,198 Beamte mit einer Besoldung von 516,775,000 Zloty angestellt. Im **Kultusministerium** sind 83,337 Personen mit 332,364,748 Zloty angestellt. Im **Kriegsministerium** sind außer dem Heer 66,883 Personen beamtet, die 284,073,400 Zloty beziehen. Im **Innenministerium** arbeiten 65,282 Angestellte, der Unterhalt beläuft sich auf 152,650,289 Zloty. Die **Post** hat insgesamt 33,893 Angestellte für dieselbe wird 112,521,142 Zloty verausgabt. Im **Finanzministerium** arbeiten 21,546 Personen, diese kosten dem Staat 77,786,238 Zloty. Im **Justizministerium** sind zirka 20,000 Beamte beschäftigt, dafür gibt der Staat 75,377,600 Zloty aus. Die **Ministerien der öffentlichen Arbeit** beschäftigt 2,200 Personen mit einem Kostenaufwand von 10 Millionen Zloty. Das **Landwirtschaftsministerium** 1997 Personen, die 8 Millionen kosten, im **Agrarministerium** 1623 mit einem Gesamtgehalt von etwa 7 Millionen Zloty. Im **Wohlfahrtsministerium** sind 1623, welche 5,601,757 Zloty beziehen. Im **Handelsministerium** 1589 Personen, die 8 Millionen Zloty erhalten. Die **Staatskontrolle** beschäftigt 633 Beamte, die ein Gehalt von 4 Millionen Zloty beziehen. **Sejm und Senat** haben insgesamt 59 Beamte und 129 Funktionäre aufzuweisen, die ein Gesamtgehalt von etwa 600,000 Zloty beziehen. 444 Abgeordnete und 111 Senatoren beziehen 6,670,000 Zloty Diäten. Um die Person des **Staatspräsidenten** üben 48 Beamte, 228 Funktionäre, 16 Offiziere und 73 Unteroffiziere, insgesamt 366 Personen ihren Dienst aus, deren Unterhaltskosten sich auf 1,759,075 Zloty belaufen. Es gibt noch eine Anzahl andrer Beamten in **Forsteien, Banken, Staatsmonopolen.** Insgesamt betragen alle Positionen 483,074 Personen, denen der Staatsfiskus 1,670,614,292 Zloty auszahlt. Rechnet man noch die Angestellten der kommerzialisierten Unternehmungen, der Staatsbanken, der Emerituren, der Witwen, Waisen und Invaliden hinzu, so übersteigt die Zahl der Personen, die vom Staat besoldet oder versorgt werden, 800,000 Personen mit einem Kostenaufwand von mehr als 2 Milliarden Zloty. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die Summe von Zloty 100,000,000, die die Regierung durch die neue Gehaltsherabsetzung ersparen will, sich nur auf das Verwaltungsbudget bezieht, indem die Personalausgaben rund eine Milliarde Zloty ausmachen.

Hunger in Rußlands Kornkammern. Unter diesem Titel bringt die sowjetfreundliche „Vossische Zeitung" ein erschütterndes Bild über das Grauen des Elends unter den kollektivierten Kleinbauerschichten. Sie verkaufen in den Städten das letzte Stück ihres Haushalts, um dafür zur Stillung des Hungers 4 Kilo grobes Maismehl für 50 Rubel mit in die Kollektivwirtschaft zu nehmen und das nackte Leben zu fristen. Das sind keine Verfehmten, keine Kulaken, sondern Bauer aus dem stattlich geschaffenen russischen Kollektivwirtschaften.

Geldbörse: Dollar Zl. 8,88. Goldrubel 4,83

Wydawca: Unja Zborów Baptyskich języka niemieckiego w Polsce

Red. odpow. A. Wenske, Łódź, Dąbrowska 54. Druk: Tow. Wyd. „Kompas", Łódź, Gdańska 130